Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 18

Artikel: Vorhang runter!

Autor: Stefani, Ole

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640705

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Copyright by Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

Unser neuer Roman.

Ein Kriminalroman diesmal. — Warum auch nicht? Man will gelegentlich einmal Herz und Kopf ruhen lassen beim Lesen. Es gibt sehr viele Gebildete, die Entspannungslektüre lesen müssen. Hier liegt eine solche vor. Die Entspannung liegt gerade darin, daß die Handlung spannend ist: Man braucht sich nicht den Kopf darüber anzustrengen, wie die Geschichte zuletzt herauskomme; sie kommt nämlich ganz anders heraus, als man glaubt. Auf jeder Seite merkt man, daß man falsch geraten hat, daß ein anderer es war. Also überläßt man sich vertrauensvoll der Romanhandlung, man weiß es ja zum voraus: alles kommt gut, alles wird aufgeklärt.

Allerdings möchte man lieber einen intelligenten, gepflegten Stil lesen als Schund. Man möchte ernst genommen werden und nicht als Trottel, der alles, auch das Unmögliche und Unwahrscheinliche glaubt. Man möchte etwas Neues vernehmen, irgendwo hinter die Kulissen gucken, den „Gwunder" stillen an Orten, wo man im Alltagsleben niemals hinkommt.

Nun gut, unsere Leser dürfen unbesorgt zugreifen. „Vorhang runter!" ist ein intelligenter Kriminalroman. Der Autor — hinter dem Pseudonym Ole Stefani verbirgt sich ein Schriftsteller von Ruf: Hans Schweikart — ist in allen Sätteln gerecht. Hier führt er uns tatsächlich hinter die Kulissen, nämlich hinter die eines Provinztheaters, und enthüllt uns Vorgänge, die wir mit atembeklemmender Spannung wahrnehmen, ohne sie deuten zu können. Ein Theaterroman also und ein Kriminalroman zugleich. Wir glauben, unsere Leser sind im Bild und greifen lebhaft zu. Es wird sie sicher nicht gereuen. (Die Red.)

„Menschenskind —!" sagte der Botaniker Peter Kling und seine Brille blitzte. „Es war der aufregendste Theaterabend, den man jemals in Mitteleuropa erlebt hat!"

„Das hast du nun schon zweimal gesagt. Nun fange bitte wirklich mit der Geschichte an!"

„Ja —!" sagte Peter — wieder vollkommen geistesabwesend. Seine blonden Haare sträubten sich rechts und links von den Brillenstegen. Er hätte den Kaffeelöffel in die Zuckerschale gelegt, wenn ihn die schöne Frau an seiner Seite nicht sanft daran gehindert hätte. — „Es war das erste Gastspiel, das Rudolf Erlacher in Bärnburg gab. Du kannst mir glauben ... Menschenskind!" schrie er plötzlich und sprang auf. Der Kaffeetisch klirrte.

„Was ist?" fragte ich erschrocken.

„— Es blüht!" Peter tanzte vor dem Kakteenbrett am Fenster herum. „Seht her — es setzt schon an! — Astrophytum blüht! Da bricht was auf — könnt ihr sehen? — Ich wußte es doch — bei mir blüht es! ... Professor Schade hat bestritten, daß Astrophytum im Zimmer blüht!"

„Peter —!" sagte die schöne Frau verzweifelt. „Es ist wirklich großartig — aber hast du Stefani heute eingeladen, weil du ihm dein Astrophytum zeigen wolltest?"

„Aber —"

„Oder weil du ihm versprochen hattest, ihm heut mal die ganze Geschichte von Rudolf zu erzählen?"

„Natürlich deshalb!" sagte Peter etwas beschämt. Sein Herz war schwer, als er sich vom Fenster trennte, und er kam zögernd wieder zum Tisch. „Also hört zu, Menschenskinder. — Es war der aufregendste Theaterabend, den man jemals —" er fingerte auf dem Tisch herum.

„Laß meine Tasse stehen!" rief ich — gerade noch zur rechten Zeit.

„Verzeihung — jemals in Mitteleuropa —" er versank wieder in Gedanken und starrte mit unglücklichem Gesichtsausdruck zum Fenster hinüber.

„Ich glaube, ich werde anfangen müssen!" sagte die schöne Frau lachend. „Sonst kommen Sie niemals zu Ihrer Geschichte!" — —

Auf diese etwas umständliche Weise erfuhr ich endlich, was es mit Rudolf Erlachers Gastspiel in Bärnburg auf sich hatte; was sich an jenem Abend ereignete und wie es zu den ungewöhnlichen Umständen kam, durch die ihm seine Arie in der Oper „Michael Korofski" gleich zu Beginn des zweiten Aktes — „verloren ging" (wie der Berliner Journalist K. R. sich ausgedrückt hatte) — wie das Publikum darauf reagierte und was sich in der Folge daraus ergab — eine der merkwürdigsten Geschichten, die sich im deutschen Theaterleben je ereignet haben und die ich bis dahin nur als unheimlichen Kriminalfall, sensationell aufgeputzt, aus den Zeitungsberichten kannte — ohne eine Ahnung von den inneren Zusammenhängen und von den vielfachen und komplizierten Beziehungen der Beteiligten zueinander.

Die Geschichte beginnt mit dem denkwürdigen Abend, da Rudolf Erlacher sein Gastspiel absolviert — er ruft „Froggy!" und hiemit beginnt das

1. Kapitel.

Der Kammersänger hatte die Garderobetür aufgerissen und rief ungeduldig in den Gang hinaus.

„Froggy!" wiederholte ein kleiner diensteifriger Chor: Ankleider, Friseurlehrling und Inspizient. Sie hatten vor der Tür gestanden und geschwatzt.

„All right, Sir!"

Den Gang hinauf watschelte die unförmige Gestalt eines Negers. Ein tadelloser blauer Anzug umspannte den breiten, übermäßig fetten Körper. Die schwarzen Hände balancierten mit behutsamer Geschicklichkeit ein vernickeltes Tablett. Eine sauber in der Mitte geteilte Orange war darauf — Staubzucker und eine Flasche Sodawasser.

Die drei Leute im Garderobekorridor betrachteten den Neger schweigend — interessierte Beflissenheit auf den Gesichtern.

„Geh her!" sagte Rudolf Erlacher. Er warf sich nervös in den knackenden Stuhl vor dem Spiegel. Froggy schloß mit dem Ellbogen lautlos die Tür hinter sich und stellte das Tablett auf den Tisch — nicht ohne vorher die Tiegelchen und Schminkstangen sorgsam zur Seite geschoben zu haben. Er machte sich mit sanften Bewegungen daran, den Orangensaft in ein Glas zu träufeln.

Der Kammersänger verfolgte den Vorgang im Spiegel. Und als Froggy aufsah, trafen sich ihre Blicke in der glänzenden Fläche.

Es mußte wohl ein besonderes Einverständnis zwischen den beiden bestehen: zwischen dem berühmten Sänger und seinem schwarzen Diener, denn Froggy las die Frage im Blick seines Herrn und schüttelte nur leise den dicken Kopf.

Erlacher verharrte einen Augenblick in finsterem Schweigen. Dann seufzte er ungeduldig auf und griff nach der Zigarettendose. Schon stand Froggy mit dem Streichholz neben ihm.

„Wiederhole, was sie dir heut nachmittag gesagt hat, als du ihr den Brief brachtest!" murmelte der Sänger, die Zigarette zwischen den Zähnen.

„Sie hat gelesen und hat gelacht — ein bißchen!" sagte der Neger in seiner schwerfälligen Aussprache. Seine großen, runden, melancholischen Augen waren besorgt auf seinen Herrn gerichtet.

Der Sänger erhob sich mit einem nervösen Ruck und durchmaß den kleinen Raum mit langen Schritten. Froggy stand aufmerksam an der Wand.

Rudolf Erlacher blieb vor dem Spiegel stehen. Er reckte sich zu seiner vollen Höhe. Er sah einen straf gebauten, etwa fünfunddreißigjährigen Mann vor sich — in einer historischen Russenjacke, mit goldenem Dolch und glänzenden Kniestiefeln. Unter die knochigen, stark gewinkelten Kiefer war ein wirrer Bart gepappt — aber die dunkeln, strähnigen Haare, die unter der Pelzmütze hervorquollen, waren echt.

„Schau ich gut aus?" fragte Erlacher gewohnheitsmäßig.

„Schön!" erwiderte Froggy mechanisch und tonlos.

In den dunkeln Augen des Sängers lag ein zerstreutes, finsteres Lächeln.

Die Frauen waren sehr hinter ihm her; denn er war ein interessanter Mann, ein großer Sänger — und er hatte eine romantische Vergangenheit. Er kam von unter her, war Schlosserlehrling gewesen — in einem süddeutschen Nest. Ein Professor aus München hörte ihn singen und sorgte für seine Ausbildung. Schon sein erstes Auftreten war ein Triumph. Nach zwei Jahren war er bereits in Wien an der Staatsoper. Dann kam Amerika und jetzt war er in Berlin. Es war für eine Provinzstadt nicht leicht, ihn als Gast zu gewinnen — und wenn er heute abend hier in Bärnburg gastierte, so hatte das verschiedene, ziemlich ungewöhnliche Gründe, die mit seinem Beruf wenig zu tun hatten.

Rudolf Erlacher sah sich den schönen Mann im Spiegel fast ironisch an: einen berühmten Sänger, der es weit gebracht hatte, viel geliebt, von den Kollegen ob seiner Karriere beneidet: „... wenn die wüßten!" sagte er mit einem Seufzer und nickte dem Mann im Spiegel zu. Der nickte im Einverständnis.

Erlacher wandte sich ab. Er sang eine Tonfolge vor sich hin, unterbrach sich, räusperte und sah zu Froggy hin. „Na und — was war weiter?"

„Ich sagte schon, Herr Kammersänger. Die Zofe wird bringen die Antwort — hierher in die Garderobe!"

„Und sie war noch nicht da?"

Wieder schüttelte der Neger sanft den Kopf.

Der Sänger schlug ungeduldig mit der Faust auf den Tisch.

Etwas kollerte vom Rand und fiel mit weichem Aufschlag auf den zerschlissenen Teppich. Es war ein schwerer goldener Ring, ein ungefüges Schmuckstück. Echte Renaissancearbeit: goldene Schlangen, um zwei mächtige, rechteckige Smaragde gewunden. Das war Erlachers Maskotte. Er trug das Ding in jeder Rolle — ob es dazu paßte oder nicht.

Der Ring hatte seine Geschichte: ein italienischer Goldschmied hatte ihn im Auftrag eines Medici hergestellt, so erzählte man es sich — und Erlacher hatte ihn in einem seiner sinnlosen Anfälle von Verschwendungssucht auf einer großen amerikanischen Auktion erworben. Er hatte eine Unmenge Geld dafür gegeben — aber der Ring war es nach dem Urteil der Kenner auch wert.

Froggy bückte sich eilfertig.

Dabei hatte er überhört, daß die Tür aufging. Erst als eine helle Stimme: „Toi, toi, toi!" sagte, fuhr er herum. Aber sein Gesicht verzog sich zu einem freundlichen Grinsen und seine prachtvollen Zähne glänzten von einem Ohr zum andern.

„Stör ich — großer Bruder?"

Statt zu antworten, zog Rudolf Erlacher seine Schwester an sich.

„Bist du verrückt!" Sie wehrte sich lachend. „Ich kann dein Lippenrot nicht auf meiner Nase brauchen! — Darf ich meinen Mantel hier lassen?"

Froggy half ihr aus dem leichten Umhang. Loni Erlacher strich, vor dem Spiegel stehend, mit raschen Fingern über ihr helles Haar. Rudolf trat hinter sie und betrachtete schweigend ihre frische, junge Gestalt in dem lichtblauen Kleid.

„Ich werde dich in der Pause lieber nicht besuchen — nicht wahr? ... Du hast den Umzug und willst sicher deine Ruhe haben vor der großen Arie, nicht wahr?"

„Gut, Lonikind!" erwiderte er lächelnd.

„Ich bin eben durchs Publikum gegangen!" sagte sie vergnügt. „Die erwartungsvollen Gesichter —! ... So eine kleine Stadt ist doch bezaubernd. — Hals- und Beinbruch!" Sie packte seine Schulter, blies in seinen Hals und war draußen.

Rudolf lachte hinter ihr her. Sie war ein Kind in seinen Augen, zwölf Jahre jünger als er. Er hing sehr an ihr.

Froggy nahm das Lächeln seines Herrn auf. Es sah drollig aus auf seinem breiten, naiven und melancholischen Gesicht. Erlacher nahm ihm den Ring ab und schob ihn sich langsam auf den Mittelfinger der linken Hand.

„Hat sie einen guten Platz?" fragte er. „Sitzt sie in der Intendantenloge?"

„No, Sir — erste Reihe!" sagte Froggy, der sich um alles kümmerte.

Es klopfte. Blitzschnell war der Schwarze an der Tür. Er öffnete sie einen Finger breit. Draußen wurden Stimmen laut.

„Wer? Die Zofe —?" fragte der Sänger halblaut.

„No, Sir!" Der Neger schüttelte bedauernd den Kopf. Erlacher setzte sich ungeduldig vor seinen Schminktisch. Es wurde immer lauter vor der Tür. Froggy ging hinaus.

„Ich bedaure —", sagte er höflich. „Herr Kammersänger sein nicht zu sprechen vor der Vorstellung!"

„Für mich schon!" sagte ein fremder Mann. Er hatte kleine, gutmütige, flinke Augen — aber sein Anzug war zu neu, seine Gamaschen waren zu hell, die Brillantnadel in seiner Krawatte zu strahlend und seine runden Hände steckten in weißen Lederhandschuhen mit schwarzen Raupen. Er war sehr breit gebaut und sein Gesicht war sehr rot. „Für mich schon, mein Sohn! Sagen Sie Herrn Erlacher: Herr Lorenz sei da — von der Agentur Lorenz!"

Der Neger hatte die Tür hinter sich geschlossen und deckte sie ruhig mit seinen mächtigen Schultern, die Hand unbeweglich auf der Klinke. „Unmöglich!" sagte er mit sanfter Bestimmtheit. Seine schwermütigen Augen glitten blitzschnell über den Fremden. „Nicht zu sprechen!" In den Lauten, die er gequetscht über seine dicke Zunge brachte, lag entschiedenste Abwehr.

„Was heißt das?" Das Gesicht des Mannes wurde noch röter vor Wut. „Was fällt Ihnen denn ein? Sie haben mich zu melden! — Ich bin nicht in dieses Nest gekommen, damit mir irgend so ein Nigger die Tür versperrt!"

In Froggys Augen blitzte es. Er stand unbeweglich.

„Los — mein Sohn. Melden Sie mich! — Lorenz ist mein Name!"

Der Friseurlehrling wollte sich ins Mittel legen. Er war rothaarig und hatte eine Stupsnase. „Hören Sie ..."

sagte er in seinem singenden Tonfall der Gegend, „vielleicht könnten Sie mal in der großen Pause —"

„Du bist nicht gefragt!" schrie der Fremde. In seiner Stimme war ein quietschender Ton. Er sah Froggy drohend an und griff nach der Klinke.

„Nicht anfassen!" sagte Froggy leise und bestimmt.

Der Fremde zögerte einen Augenblick — dann lag seine Hand auf der des Negers und versuchte sie mit der Klinke niederzudrücken.

„Nicht anfassen!" sagte Froggy noch einmal ziemlich ernst.

„Fassen Sie ihn nicht an!" schrie der Friseurlehrling aufgeregt. Die im Gang Stehenden kamen neugierig näher.

Der Fremde stieß nach Froggys Hand, um die Klinke zu fassen. Aber ehe er noch wußte, wie ihm geschah, fühlte er sich herumgewirbelt, an Arm und Rockkragen in die Höhe gehoben — in einer Sekunde sah er die Mauer des Ganges an sich vorbeifliegen, in der nächsten Sekunde knallte eine Tür hinter ihm zu, er taumelte über eine Stufe, die Abendsonne schien friedlich auf ihn nieder und ein Schwarm von Bühnenarbeitern, der auf der Gasse vor der Tür gestanden hatte, platzte überrascht auseinander.

Der Mann, der sich Lorenz genannt hatte, faßte nach seinem steifen Hut, der ihm übers Ohr gerutscht war. Sein wutfunkelnder Blick traf das Fenster der Portierloge, aus dem ein langer dünner Hals unter einem bemützten Kopf erschrocken hervorschoß.

„Bitte?" fragte der verdutzte Portier.

„Wie? ... Guten Abend!" sagte Lorenz steif. Er zog sich den Rock zurecht und ging mit raschen Schritten um die nächste Ecke. Die Arbeiter sahen ihm sprachlos nach und der Hals des Portiers zerrte sich zu unnatürlicher Länge.

Froggy ging ruhig durch den Gang zur Garderobe zurück.

„Dunnerlittchen!" brüllte der Friseurlehrling hingerissen.

„Froggy!" rief es von drinnen, und Froggy, der seinen Aermel zurechtzupfte, wollte hineingehen. Aber da kam schon wieder jemand den Gang entlang. Erlacher, der vor dem Schminktisch saß, hörte durch die geöffnete Tür Gewisper.

„Nicht zu sprechen!" sagte Froggy.

„Aber verstehen Sie doch —" flüsterte eine erregte Stimme. „Der Herr Bürgermeister selbst —"

„Laß die Herren rein!" rief Erlachers metallische Stimme. Er sah mit leisem Lächeln nach der Tür.

Froggy war sofort zurückgetreten.

Zwei Herren in Cutaways betraten die Garderobe.

„Verzeihen Sie die Störung, Herr Kammersänger!" sagte Kimke, der Abendregisseur, ein altes, verschlissenes Männchen mit einem schiefsitzenden Klemmer auf der Nase. „... Der Herr Bürgermeister selbst möchte Sie begrüßen, Herr Kammersänger!" Und mit verzücktem Geflüster: „Sie gestatten — Herr Bürgermeister Dr. Retzbach — Herr Kammersänger Rudolf Erlacher!" (Fortsetzung folgt.)

Landsgemeinde in St. Peter (Schanfigg).

Von der Bündner Landsgemeinde.

Von J. P. Lötscher, Tamins.

Alle zwei Jahre am ersten Sonntag im Mai — die ungeraden Jahreszahlen sind's — versammeln sich die ehr- und wahlfähigen Bürger mit allem „Weiber- und Kindervolch" zur Landsgemeinde d. i. zur Neuwahl der Behörden in die Kreisämter. Bei gutem Wetter gehört dieser Tag zu den bündigsten, schönsten und freudevollsten aller Volksfeste. —

Noch haben sich viele Gegenden Bündens die historische Aufmachung nicht rauben lassen, und die Landsgemeinden in Disentis, im Prätigau und im Schanfigg, zum Teil auch noch am Heinzenberg vermochten das jahrhundertalte Gepräge beizubehalten.

Wohl eine der einzigartigsten Landsgemeinden ist die „Bsatzig" im Kreis Luzein im Prätigau, wozu auch die drei Gemeinden im St. Antönientale gehören. Da fehlen vor allen Dingen nicht die flatternden Fahnen des Kreises, der Gemeinden, der Vereine, Pfeifer und Trommler.

Am Abend vor dem großen Tage werden ein Pfeifer und ein Trommler nach St. Antönien beordert, um den dort residierenden Mitgliedern der Obrigkeit die Ehre zu erweisen und sie am folgenden Morgen mit allen freien Leuten, die dem Rufe und der Fahne ihres Tales folgen wollen, nach dem Kreishauptort Luzein zu führen. In dem einzigartig schönen Dorf Pany gibt es Zuzug und einen guten, frischen Trunk. Auf dem Wiesenplan von Langraus trifft sich der Zug von St. Antönien und Pany mit demjenigen von Buchen-Putz, während von unten herauf auch schon die Gerichtsfahne und die Luzeiner mit ihrem Landammann in wallendem Mantel an der Spitze auf sie stoßen. Jetzt formiert sich der Hauptzug nach dem Rathause. Dort und in den anderen Wirtschaften suchen die Weithergereisten eine leibliche Erquickung, und hernach laden die Kirchenglocken alle Teilnehmer zu einem dem Tage angemessenen Gottesdienst. Nach der Kirche wartet den Magistraten ein opulentes Mittagessen. Aber auch für den kleinen Mann mit seiner Familie gibt es heute Gesottenes, Gebratenes und Gebackenes, sofern der Geldbeutel nicht eine bescheidene „Spiis" auf einem sonnigen Hügel diktiert.

Um 13 Uhr spielt die Musik auf der Straße den alten Bsatzigmarsch und die feierlichen Klänge der großen Kirchenglocke verkünden, daß die Landsgemeinde eröffnet und jeder freie Bürger mit Ehr und Gwehr zum Wahlakt eingeladen werde. Dieser findet in der Kirche mittels geheimer Abstimmung statt. Eine halbe Stunde nach beendigten Wahlen wird unter der großen, altehrwürdigen Dorflinde „bsetzt".